

'Übrigens, die Kirche hat auch Mitglieder ...' – Mitgliederorientierung und Kirchenreform¹

Gerald Kretzschmar

Die Kirchen der Reformation bringen dem Individuum, dem einzelnen Menschen vor Gott, eine ausgesprochen hohe theologische Wertschätzung entgegen. Sie gipfelt in theologischen Konzepten wie zum Beispiel dem Priestertum aller Gläubigen und dem Gottesdienst des und der Einzelnen im Alltag. Bei einer solch hohen theologischen Wertschätzung des Individuums sollte man seitens kirchlicher Institutionen ein hohes Interesse an der Art und Weise haben, wie sich die Kirchenmitglieder zur Kirche in Beziehung setzen, wie sie die Bindung zur Kirche gestalten und welche Erwartungen sie an die Kirche haben.

Doch trotz der hohen theologischen Wertigkeit des einzelnen Menschen, haben kirchliche Institutionen bislang auffallend wenig Interesse an den gestellten Fragen gezeigt. Was wollen die Menschen heute von der Kirche? – im Hinblick auf eine Organisation, deren Existenz von der Unterstützung durch Mitglieder voll und ganz abhängig ist, ist das eine nur allzu einleuchtende Frage. Im Kontext kirchlicher Reformprozesse wird diese Frage bislang jedoch nur halbherzig gestellt. In Zeiten drastisch sinkender finanzieller, personeller und materieller Ressourcen stellt sie sich umso dringlicher.

Die folgenden Ausführungen problematisieren zunächst ganz grundsätzlich, inwieweit empirische Befunde zur Kirchenbindung bislang als Orientierungsgröße für kirchliche Strukturreformen genutzt und wahrgenommen werden. Dabei kommt eine spezifische Problemlage zum Vorschein, zu deren Lösung eine Klärung und Präzisierung des Begriffs Kirchenbindung erfolgt. Konkret wird gezeigt, wie sich die Bindungsmuster sowohl seitens der Individuen als auch seitens der Institution Kirche auf die Bedingungen einer modernen Gesellschaft eingestellt haben. Auf dieser Grundlage werden dann im Gespräch mit zentralen Befunden der EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen empirische Befunde präsentiert, die in den gegenwärtigen Strukturreformen der Kirche als Orientierungsgrößen dienen können und Impulse für die Weiterarbeit in den verantwortlichen kirchlichen Gremien auf unterschiedlichen Ebenen geben können.

¹ Vortrag auf der 25. Mitgliederversammlung des Kirchengemeindetages in Württemberg am 10. Oktober 2018 in Stuttgart. Eine Langversion des Textes versehen mit Anmerkungen und Literaturangaben wurde bereits veröffentlicht unter dem Titel „Mitgliederorientierung und Kirchenreform. Die Empirie der Kirchenbindung als Orientierungsgröße für kirchliche Strukturreform“ in: *Pastoraltheologie*, 101. Jg., 2012, 136-152.

1. Die Nutzung empirischer Befunde zur Kirchenbindung als Orientierungsgröße für kirchliche Strukturreformen – Ein paradoxer status quo

In Deutschland werden Religiosität, Kirchlichkeit und Kirchenbindung der Menschen seit über 150 Jahren empirisch erforscht. Ausgangspunkt für diese Forschungen waren die gravierenden demografischen und sozialstrukturellen Veränderungen im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Insbesondere die neu entstehende Bevölkerungsgruppe der Industriearbeiterschaft in den Städten stellte die Kirche vor die Aufgabe, Religiosität und Kirchlichkeit der Kirchenmitglieder genau wahrzunehmen.

Mittels empirischer Befragungen konnte schon damals gezeigt werden, dass sich mit der Modernisierung der Gesellschaft auch die traditionellen Formen der Kirchenbindung wandeln. Mit der Abwanderung weiter Bevölkerungsteile vom Land in die Städte verschwanden Religiosität und Kirchlichkeit nicht einfach. Vielmehr nahmen sie, den veränderten Lebensumständen der Menschen entsprechend, ein neues Gepräge und neue Formen an.

Wo konservative Kreise in Theologie und Kirche den Abbruch traditioneller Frömmigkeit und eine weitreichende Entkirchlichung der Gesellschaft sahen, zeigten empirische Studien von Anfang an, dass auch Religiosität und Kirchlichkeit den gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen folgen. Nicht Abbruch, sondern Phänomene des Wandels kamen hier zum Vorschein.

Die kirchliche und theologische Rezeption der empirischen Befunde erfolgte von Anfang an verhalten. Stattdessen resultierte die Modernisierung kirchlicher Strukturen in den vergangenen 150 Jahren eher aus pragmatischen oder programmatischen Erwägungen, nicht aber aus empirisch gesicherten wissenschaftlichen Kenntnissen.

Trotzdem haben kirchliche Institutionen seit dem 19. Jahrhundert Wert auf die empirische Erforschung der Religiosität und Kirchlichkeit gelegt und diese gefördert. Für die jüngere Vergangenheit sind in diesem Zusammenhang an erster Stelle die seit 1972 im Zehnjahresturnus durchgeführten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) zu nennen. Mit ihnen steht für die Gestaltung des kirchlichen Lebens qualitativ hochwertiges repräsentatives Datenmaterial zur Verfügung.

Doch wie wird dieses Material genutzt? Inwieweit werden empirische Befunde zur Kirchenbindung für die Orientierung und Konzeption kirchlichen Handelns herangezogen? Zur Klärung dieser Fragen lohnt sich der Blick auf Initiativen des Kirchenmarketings, wie sie in den vergangenen 15 bis 20 Jahren entwickelt und kirchlichen Organisationen zur Umsetzung empfohlen wurden. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang das Evangelische Münchenprogramm, das Konzept „Brücken bauen“, die Marketingansätze der EKD-Papiere „Das Evangelium unter die Leute bringen“ und „Kirche der Freiheit“ sowie das „Spirituelle Gemeindemanagement“. Strukturell

weisen aktuell auch die mit hohen finanziellen und personellen Mitteln ausgestatteten Digitalisierungsinitiativen einzelner Landeskirchen und der EKD das Problem nicht gegebener Mitglieder- oder besser: Nutzerorientierung auf.

Obwohl sich all diese Initiativen auf moderne Formen des Marketings berufen und deren Potentiale für den kirchlichen Bereich nutzen wollen, blenden sie einen maßgeblichen Schritt modernen Marketings aus oder vernachlässigen ihn zumindest so sehr, dass er faktisch irrelevant ist. Konkret handelt es sich dabei um den Schritt der *Marktforschung*, das heißt die empirische Ermittlung von Wünschen und Bedürfnissen (potentieller) Kunden. Erst wenn ein Unternehmen darüber informiert ist, kann es sich der Konzeption des Produktes und seiner Vermarktung widmen.

Auf Grund dieser Sachlage ergibt sich hinsichtlich der faktischen Nutzung empirischer Befunde zur Kirchenbindung als Orientierungsgröße für kirchliche Strukturreformen ein paradoxes Bild.

Einerseits betreiben die EKD und ihre Gliedkirchen zum Beispiel mit den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen aufwendige und kostenintensive empirische Forschungen. Andererseits wird die Mitgliederperspektive, die in diesen Untersuchungen präsentiert wird, in den maßgeblichen Initiativen des Kirchenmarketings nahezu völlig ausgeblendet.

2. Die kirchlich-institutionelle Wahrnehmung von Kirchenbindung – eine weitere Paradoxie

Aus der Sicht vieler kirchlicher Institutionen und deren haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden ist die Kirchenbindung der Mitglieder ein zwiespältiges Phänomen. Auf der einen Seite steht die Beobachtung, dass sonntägliche Gottesdienste und regelmäßig stattfindende Gemeindeveranstaltungen gemessen an der nach wie vor hohen Gesamtzahl der Kirchenmitglieder nur schwach besucht sind. Oft wird das als Indiz für eine schwache Kirchenbindung der Mitglieder Mehrheit gedeutet.

Andererseits erweist sich die Kirchenbindung der großen Mitglieder Mehrheit als überraschend stabil. Die zahlenmäßig geringe Teilnahme an Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen mündet keineswegs in eine massenhafte Abwendung von der Kirche. Trotz im Vergleich zu vergangenen Zeiten höherer Austrittszahlen kommt für die meisten Kirchenmitglieder ein Austritt nicht in Frage. Immer noch sehr viele Menschen halten die Mitgliedschaft in der Kirche selbstverständlich aufrecht.

Die Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD präsentieren nun schon seit über 30 Jahren regelmäßig den Befund, wonach rund 70 Prozent der Kirchenmitglieder angeben, sich in einem mittleren, hohen oder sehr hohen Maß mit der Kirche verbunden zu fühlen. Diese Art der Kirchenbindung, solide subjektive Verbundenheit bei gleichzeitig geringer Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen, wird in den Mitgliedschaftsuntersuchungen der EKD als sogenannte *distanzierte*

Kirchlichkeit bezeichnet.

Diese Sachlage kann kirchliche Institutionen und deren Mitarbeiterschaft in eine gewisse Verlegenheit bringen. Obwohl die Mehrheit der Kirchenmitglieder die kirchlich-institutionellen Angebote kaum oder gar nicht nutzt, unterstützt sie die Arbeit der Kirche durch die Aufrechterhaltung der Mitgliedschaft und die Bekundung von Verbundenheit mit der Kirche. Beim Umgang mit der geschilderten Verlegenheit spielen unter anderem die oben genannten Initiativen des Kirchenmarketings eine wichtige Rolle. Sie zielen darauf, die vermeintlich distanzierte Kirchlichkeit der Mitgliedermehrheit zu aktivieren. Kirchenbindung soll sich in der Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen niederschlagen. Hinter dieser Zielsetzung steht ein Verständnis von Kirchenbindung, das sich an den Defiziten der Kirchenmitgliedschaft orientiert. Mehr als Krisenszenarien, die der Legitimierung bestimmter Initiativen des Kirchenmarketings und der kirchlichen Organisationsentwicklung dienen, lassen sich durch diese Form der Defizitorientierung nicht zeichnen. Die positive Seite der Kirchenbindung, d.h. das überaus stabile Verbundenheitsgefühl und die dahinter liegenden bindungsrelevanten Faktoren, kommen auf diese Weise nicht in den Blick.

Überhaupt ist die Praxis moderner Kirchenbindung auf dieser Grundlage nicht greifbar. Indem Initiativen des Kirchenmarketings und der kirchlichen Organisationsentwicklung diese positive Seite der Kirchenbindung ausblenden, lassen sie entscheidende Ansatzpunkte für die Gestaltung des kirchlichen Lebens ungenutzt. Gerade angesichts der demografisch bedingten Reduktion der Mitgliederzahlen und der Verknappung von Finanzen, Sachmitteln und Personal wäre es wichtig, die positiven bindungsrelevanten Faktoren wahrzunehmen. Auf dieser Grundlage könnte bedacht werden, wie die Kirchenbindung der Mitgliedermehrheit unter den sich wandelnden Bedingungen weiter stabil gehalten und gefördert werden kann.

Auch hier liegt ein paradoxer Sachverhalt in der Kirche vor. Einerseits weiß man um die Existenz positiver Bindungsfaktoren, die für die stabile Verbundenheit der großen Mitgliedermehrheit verantwortlich sind. Andererseits orientiert man sich bei der Konzeption kirchlicher Strukturreformen, die die Kirche zukunftsfähig machen sollen, einseitig an Defizitphänomenen. Wie kann diese Paradoxie aufgelöst werden?

3. Klärung und Präzisierung des Begriffs Kirchenbindung

Das Problem, dass es eine empirisch immer wieder ermittelte solide Verbundenheit der Mitglieder mit der Kirche gibt, diese solide Verbundenheit im Rahmen kirchlicher Überlegungen zur Strukturreformen jedoch faktisch unberücksichtigt bleibt, deutet auf einen Klärungsbedarf beim *Verständnis* von Kirchenbindung hin.

Bislang wird Kirchenbindung gleichgesetzt mit regelmäßiger Partizipation an Gottesdiensten und kirchlichen Veranstaltungen. Alle anderen Aspekte, die Kirchenbindung ausmachen, werden damit ausgeklammert. Bindungsrelevante Faktoren jenseits der regelmäßigen Teilnahme an Gottesdiensten und gemeindlichen Veranstaltungen werden nicht als Kirchenbindung wahrgenommen. Beschränkt man sich auf ein solch enges Verständnis von Kirchenbindung, dann müssen die angesichts nach wie vor hoher Mitgliederzahlen niedrigen Beteiligungsquoten an regelmäßigen Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen zu dem Schluss einer insgesamt niedrigen Kirchenbindung führen.

Doch unerklärt bleibt damit, warum so viele Menschen ihre Kirchenmitgliedschaft im Licht solider Verbundenheit sehen und diese selbstverständlich aufrechterhalten. Zur Klärung dieser Frage ist das enge Verständnis von Kirchenbindung nicht weiterführend. Notwendig ist ein Verständnis von Kirchenbindung, das der Komplexität moderngesellschaftlicher Formen des Verhältnisses, in dem Menschen zur Kirche stehen können, gerecht wird.

Lautet die Frage, die das enge Verständnis von Kirchenbindung provoziert: „Wie lange kann das alles noch gut gehen?“, so sollte ein weites, dynamisches Verständnis von Kirchenbindung eine positive Wendung vollziehen und die Frage stellen: „Warum geht das alles so gut? Warum sehen sich so viele Menschen als treue und verbundene Mitglieder ihrer Kirche – auch wenn sie nicht hingehen?“.

Um das Phänomen der Kirchenbindung mit seiner faktischen Komplexität erfassen zu können, ist es lohnend, sich die Kommunikationsstrukturen vor Augen zu führen, wie sie in modernen Gesellschaften grundsätzlich gegeben sind. Dabei handelt es sich um Kommunikationsstrukturen, die maßgeblich durch die Existenz und den massenhaften, selbstverständlichen Gebrauch elektronischer und digitaler Medien in der Gesellschaft geprägt sind. Exemplarisch möchte ich Ihnen dazu die Theorie der mediatisierten Kommunikation präsentieren, wie sie von dem Bielefelder Pädagogen Uwe Sander erarbeitet wurde. Sander setzt bei der Beobachtung an, dass die meisten Gesellschaftsanalytiker soziale Bindung in modernen Gesellschaften einseitig von ihren Defiziten her bestimmen. Die vorherrschenden Fragen lauten: „Was treibt die Gesellschaft auseinander?“ Sander hält dem entgegen: „Was hält die Gesellschaft eigentlich zusammen? Warum geht das eigentlich doch alles besser als gemeinhin angenommen?“. Dafür, dass die Strukturen der modernen Gesellschaft nun schon so lange beklagt und problematisiert werden, erweise sich ebendiese Gesellschaft doch als erstaunlich stabil. Inmitten der vielfach beklagten Unverbindlichkeit und Bindungslosigkeit moderner Gesellschaften müsse es, so Sander, ebenso ein gerüttelt Maß an Verbindlichkeit und Bindung geben. Sonst wäre das Ganze tatsächlich längst auseinander gefallen.

Für den Zusammenhalt der pluralisierten modernen Gesellschaft macht Sander die Umstellung der

gesellschaftlichen Leitkommunikationsform von unmittelbarer auf mediatisierte Kommunikation verantwortlich. Diese mediatisierte Kommunikation ist charakterisiert durch die Faktoren

- Mittelbarkeit
- geringe wechselseitige Rückkopplung
- Anonymität und Distanz
- hochgradige Selektion
- individuelle Deutungsleistungen auf Rezipientenseite.

Grundmodus der mediatisierten Kommunikation ist die Distanz. Sie eröffnet den Individuen den Freiheitsraum, über das Maß an Nähe und Verbindlichkeit in den unterschiedlichen Kommunikationssituationen frei zu entscheiden. Bestünde diese Möglichkeit nicht, wäre das das Ende des Zusammenhalts einer modernen pluralisierten Gesellschaft. Schließlich garantiert die Distanz als Grundmodus gesellschaftlicher Kommunikation sowohl die Koexistenz unterschiedlicher und zum Teil auch unvereinbarer Interessen der Gesellschaftsmitglieder als auch die Möglichkeit, von Distanz auf Nähe umzuschalten und – zumindest für begrenzte Zeiträume – in größere Nähe zueinander zu treten.

Distanz als Kitt der pluralisierten Gesellschaft – das ist der entscheidende Impuls, der von der Theorie der mediatisierten Kommunikation ausgeht, um die Komplexität moderner Formen der Kirchenbindung wahrnehmen und verstehen zu können. Wenn Distanz, gemäß der Theorie der mediatisierten Kommunikation, die Gesellschaft als ganze zusammenhält, dann könnte sie auch die Voraussetzung für den Zusammenhalt der gesellschaftlichen Großorganisation Kirche sein. Betrachtet man soziale Bindung in der Kirche aus dieser Perspektive, wird erkennbar, dass sich die kirchliche Praxis schon lange auf moderne Interaktionssituationen eingerichtet, die gekennzeichnet sind durch Mittelbarkeit, Distanz und geringe wechselseitige Kongruenz der Perspektiven. Wie genau ist das der Fall? Zur Beantwortung dieser Frage werden im folgenden drei Ebenen kirchlicher Kommunikation unterschieden. Es handelt sich dabei um die organisatorische, die liturgische und die personale Ebene.

Zunächst zur *Ebene kirchlicher Organisation*. Seit den 70er Jahren hat sich die Kirche als gesellschaftliche Großorganisation in einem sehr hohen Maße ausdifferenziert. Neben den traditionellen Formen kirchlichen Lebens wie Sonntagsgottesdienst und regelmäßig stattfindenden Gruppen und Kreisen in den Kirchengemeinden existieren ein weitgespanntes Netz von Sonderpfarrämtern, vielfältige gesellschaftsbezogene kirchliche Dienste und kirchliche Bildungseinrichtungen. Damit stellt die Kirche Anknüpfungspunkte zur Verfügung, die ganz unterschiedlichen Formen der Kirchenbindung Rechnung tragen. Die Partizipationsformen, die die

organisatorische Vielfalt der Kirche gegenwärtig ermöglichen, decken das gesamte Spektrum ab von ideeller Verbundenheit in Form eines Eintrags ins Mitgliedschaftsregister über die massenmedial vermittelte Teilnahme an einem Fernsehgottesdienst bis hin zur jahrelangen Teilnahme an einem wöchentlich stattfindenden Bibelkreis in einer Gemeinde.

Doch auch auf der *liturgischen Ebene* lässt sich erkennen, wie sich die Kirche auf die Mediatisierung der Kommunikation eingestellt hat. So folgt auch eine interaktionsnahe Form des kirchlichen Lebens wie zum Beispiel der sonntägliche Gottesdienst den Grundannahmen der mediatisierten Kommunikation: Die liturgisch-rituellen Vorgaben des Gottesdienstes wie Gebete, Lieder, Gesten etc. stellen Formen mittelbarer Kommunikation dar. Sie wirken wie ein Medium, ohne das Kommunikation gar nicht möglich wäre. Ebenfalls diese liturgisch-rituellen Vorgaben sind es, die dem Moment der geringen wechselseitigen Rückkopplung entsprechen. Eine spontane, vermeintlich authentische Reaktion infolge eines Gebetes, Liedes oder einer Geste erwartet niemand, im Gegenteil: sie ist unerwünscht, da sie die vertraute Kommunikationsbasis stört. Ferner ermöglicht das Eingebettetsein in die Gruppe der Besucherinnen und Besucher des Gottesdienstes, die man keineswegs alle kennt und kennen kann, Anonymität und Distanz. Schließlich fordern die vielfältigen Zeichenprozesse, die das gottesdienstliche Geschehen auf der Ebene von Raumerfahrung, Musik und Sprache ausmachen, hochgradige Selektion und individuelle Deutungsleistungen auf Rezipientenseite geradezu heraus.

Eine dritte Ebene kirchlicher Kommunikation, an der die Mediatisierung der Kommunikation in der Kirche gezeigt werden kann, ist die *personale Ebene*. Sie bezieht sich auf die Berufspraxis von Pfarrerinnen und Pfarrern und die Kirchenmitglieder als deren Korrespondenzgröße. Der Mediatisierung der Kommunikation entsprechend ist die Berufspraxis von Pfarrerinnen und Pfarrern geprägt durch einen fortwährenden zeitlich befristeten Wechsel von Distanz auf Nähe zu bestimmten Personen oder Personengruppen. Der Modus, aus dem heraus auf Nähe umgeschaltet wird, ist die soziale Distanz. Sie ermöglicht es, punktuell und zeitlich befristet auf Nähe umzuschalten. Was sich aus der Sicht von Gemeindgliedern für die Dauer einer bestimmten Zeitspanne und zu einer bestimmten Gelegenheit als Zuwendung, Interesse und Nähe darstellt, ist für Pfarrerinnen und Pfarrer ein professionsspezifischer Kontakt zu Menschen. Er kann als eine Übergangssituation verstanden werden, die schließlich wieder in Distanznahme mündet. Nur so können Pfarrerinnen und Pfarrer für die Vielzahl der ihnen anvertrauten und in milieuspezifischer Hinsicht ganz unterschiedlichen Menschen da sein. Das kontinuierliche Wechselspiel von Nähe und Distanz ist die Voraussetzung dafür, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Beruf überhaupt ausüben können.

Aus der Sicht der Interaktionspartner von Pfarrerinnen und Pfarrern liegen die Dinge nicht anders. Da die Begegnungen mit der Pfarrerin oder dem Pfarrer im Modus mediatisierter Kommunikation

erfolgen, erfahren die Interaktionspartner von Pfarrerinnen und Pfarrern die Nähe zu diesen als punktuellen Kontakt, der wieder in beiderseitige Distanznahme mündet. Die Interaktionspartner müssen nicht befürchten, unangemessen vereinnahmt zu werden. Das ist unter anderem deshalb der Fall, weil, wieder den Mustern mediatisierter Kommunikation folgend, jede Begegnung für beide Seiten der Erfüllung eines ganz bestimmten Zwecks dient und in der Regel keine oder nur eine geringe wechselseitige Rückkopplungserwartung besteht.

4. Zwischenresümee zur institutionellen Beeinflussbarkeit und Gestaltung der Kirchenbindung

*Die Kirchenbindung gibt es nicht. Genauso wie die moderne Gesellschaft als ganze von Pluralisierung, Differenzierung und Individualisierung geprägt ist, ist auch die Kirche davon geprägt. Kirchenbindung unter moderngesellschaftlichen Bedingungen ist im Selbstverständnis der Individuen und hinsichtlich ihrer empirisch wahrnehmbaren Äußerungsformen individuell gestaltet. Damit folgt die Kirchenbindung dem gleichen Kommunikationsmodell, das auch die gesamtgesellschaftliche Kommunikation koordiniert, nämlich der Mediatisierung der Kommunikation. Plastisch ausgedrückt bedeutet das: Menschen entscheiden autonom und in aller *Freiheit*, wie sie das Verhältnis und die Beziehung zur Kirche gestalten. Maßgeblich für die je konkrete Kontur der Kirchenbindung sind biografische Aspekte und die konkreten Lebensumstände. Damit wird die Kirchenbindung von Faktoren bestimmt, die sich kirchlicher Beeinflussbarkeit weitgehend entziehen. Die Gestalter der Kirchenbindung sind die Mitglieder bzw. potentielle Mitglieder. Eine kirchliche Praxis, die das ernst nimmt, zeichnet sich in Sachen Kirchenbindung durch eine konsequente Nichteinmischung aus.*

Vielmehr sollten kirchliche Strukturen weiterhin so gestaltet sein, dass sie der Fülle individueller Bindungsmuster Rechnung tragen. Das breite Spektrum an individuellen bindungsrelevanten Anknüpfungspunkten, das insbesondere volkscirchlich geprägte Strukturen bislang bieten, nimmt einerseits das Autonomiebedürfnis der Menschen ernst. Andererseits hat es den Vorteil, dass es zu einer in der Summe gesehen stabilen und hohen Verbundenheit mit der Kirche führt. Eigentlich könnte alles so bleiben, wie es ist.

5. Bindungsrelevante Themen als Orientierungsgröße für kirchliche Strukturreformen

Der demografisch bedingte Ressourcenrückgang auf allen Ebenen kirchlichen Handelns verhindert allerdings die unveränderte Fortführung des Gewohnten. Um auch künftig die notwendige Fülle bindungsrelevanter Anknüpfungspunkte zu bieten und dadurch das hohe Maß an Verbundenheit zu

erhalten, ist das auch gar nicht notwendig.

Das resultiert aus der Genese der kirchlichen Strukturen, die bisher noch gegeben sind. Wie oben bereits geschildert, manifestiert sich der kirchliche Kommunikationszusammenhang in einem extrem weit gespannten und fein ausdifferenzierten Netz kirchlicher Organisationsformen. Diese wiederum stehen für eine Vielzahl von Themen und Aktivitäten. Dass damit für nahezu jeden Menschen irgendwo ein passender Anknüpfungspunkt zu finden ist, überrascht nicht.

Zu bedenken ist allerdings zweierlei. Erstens verdankt sich das weite kirchliche Kommunikationsnetz mit seinen Organisationen nicht in erster Linie der Intention, die Bedürfnisse der Mitglieder zu bedienen. Es verdankt sich vielmehr programmatisch-theologischen Entscheidungen, in deren Folge Organisationsformen geschaffen wurden, die die jeweilige Programmatik repräsentieren. Zweitens war diese weite Auffächerung auf Grund reichlich vorhandener Ressourcen auf allen Ebenen in einem nahezu unbegrenzten Umfang möglich. Dass auf Grund dieser Entwicklung auch die Voraussetzungen geschaffen wurden, weiten Teilen der Bevölkerung passende Anknüpfungspunkte für die je individuell gestaltete Kirchenbindung zu bieten, ist eher ein erfreulicher *Nebeneffekt* der Entwicklung und des Ausbaus kirchlicher Strukturen in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Unter dem Gesichtspunkt der Kirchenbindung und ihrer Empirie basiert das gegebene hohe Maß der Kirchenbindung eher auf Zufallstreffern als auf bewusst getroffenen mitgliederbezogenen Entscheidungen.

Der jetzt gegebene Ressourcenrückgang stellt die Kirche vor die Aufgabe, genau zu schauen, wo in diesem weitgespannten Netz des kirchlichen Lebens die bindungsrelevanten Anknüpfungspunkte liegen. Sind sie wirklich über das gesamte Netz verteilt? Muss also das gesamte Netz erhalten bleiben, um die hohe Kirchenbindung aufrecht zu erhalten? Oder gibt es an einzelnen Stellen Bündelungen und Konzentrationen? Könnten gegebenenfalls einzelne Teile des Netzes aufgegeben werden, ohne dass damit bindungsrelevante Anknüpfungspunkte verloren gehen?

Um empirische Hinweise auf bindungsrelevante Anknüpfungspunkte zu finden, ist eine kurze Erläuterung darüber notwendig, wie unter den Bedingungen mediatisierter Kommunikation der Wechsel von Distanz auf Nähe und umgekehrt erfolgt. Der Aufbau von Nähe ist zunächst nicht gleichbedeutend mit Partizipation in Form persönlicher Präsenz bei kirchlichen Veranstaltungen oder aktiver ehrenamtlicher Mitarbeit. Nähe, oder soziologisch gesprochen Inklusion, wird aufgebaut über *Themen*. Menschen, die sich in einer Nähe zur Kirche sehen und sich ihr verbunden fühlen, orientieren sich an bestimmten Themen, für die die Kirche ihrer Ansicht nach steht. Auf der Ebene von Themen existieren im Fall subjektiv empfundener Verbundenheit Schnittmengen zwischen Themen, die den Menschen auf Grund biografischer Hintergründe und je aktueller Lebenssituationen wichtig sind, und dem Themenspektrum, für die das weite Netz kirchlicher Kommunikation steht. Je nach individueller Themenpräferenz werden aus dem kirchlichen

Themenspektrum ein Thema oder mehrere Themen aufgegriffen (*inkludiert*), andere dagegen bleiben unberücksichtigt, sie bleiben unbeachtet (*exkludiert*).

Gerade in einem so breit angelegten Kommunikationszusammenhang wie der Kirche, der ein überaus weites Themenspektrum vorhält, steht einer kleinen Anzahl individuell inkludierter Themen eine weitaus größere Anzahl exkludierter Themen gegenüber. Einem einzelnen Menschen ist es einfach unmöglich, sich für alles, was in der Kirche Thema ist, zu interessieren.

Physische Präsenz, d.h. der Besuch kirchlicher Veranstaltungen oder bestimmter Formen des Engagements in der Kirche, können, je nach Interesse und Bedürfnislage, auf die inhaltliche Anknüpfung an ein Thema folgen. Um von Bindung zu sprechen sind solche intensivierten Formen der thematischen Anknüpfung jedoch nicht erforderlich.

Für das Verständnis von mediatisierter Kirchenbindung ist es schließlich kennzeichnend, dass der Aufbau von Nähe und Distanz ein dynamisches Phänomen ist. Je nach Lebensphase und aktueller Lebenssituation variieren die Themen, an denen die Menschen anknüpfen. Kirchenbindung unterscheidet sich nicht nur auf der interpersonalen Ebene, also von Mensch zu Mensch. Auch bezogen auf einen einzelnen Menschen ist sie ein dynamisches und variables Phänomen. Im Laufe eines Lebens ändert sich ihre Kontur immer wieder.

Vor diesem Hintergrund erweisen sich statische Analysekatoren zur Beschreibung des kirchlichen Lebens wie zum Beispiel die Rede von *den* distanzierten Kirchenmitgliedern oder von Kern- und Randgemeinde als irreführend. Sie suggerieren gleichsam eine lebenslange, immer gleich bleibende Kontur individueller Kirchenbindung. Übersehen wird dabei allerdings, dass Kirchenbindung auch auf der Ebene von Individuen ein dynamisches, in erster Linie biografieabhängiges Phänomen ist.

Die Tatsache, dass sich die Breite des kirchlichen Themenspektrums programmatisch-theologischen Motivationen, nicht aber einer gezielten Mitgliederorientierung verdankt, wirft die Frage auf, ob tatsächlich alle Themen und Themenfelder, die im kirchlichen Kommunikationszusammenhang präsent sind, bindungsrelevante Anknüpfungspunkte darstellen. Die seit 1972 im Zehnjahresturnus durchgeführten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD geben auf diese Frage eine Antwort. Zu entnehmen ist sie den Fragenkatalogen zu den Erwartungen, die evangelische Kirchenmitglieder an ihre Kirche haben.

Die Ergebnisse blieben über die Jahrzehnte hinweg nahezu unverändert und zeigen eine klare Struktur. Es sind drei Themenschwerpunkte, denen eine hohe Bindungsrelevanz zukommt.

Erstens: Das *diakonische Engagement für Einzelne*. Dass die Kirche „Alte, Kranke und Behinderte“ betreuen soll und „sich um Probleme von Menschen in sozialen Notlagen“ kümmern soll, gehört zu den am höchsten bewerteten Antwortvorgaben. Die überwiegende Mehrheit der Befragten erwartet von der Kirche ein diakonisch-seelsorgerliches Profil. Bemerkenswert ist der *konkrete*

Personenbezug bei den genannten Erwartungen. Hinsichtlich des konkreten Personenbezugs wird der Kirche offenbar eine besondere Kompetenz zuerkannt. Für die Befragten ist die christliche Botschaft im Bereich direkter persönlicher Zuwendung offenbar unmittelbarer und überzeugender erfahrbar als zum Beispiel in sozialpolitischem Engagement.

Zweitens: Die *geistliche Begleitung durch Kasualien*. Ungefähr gleichbedeutend eingestuft wie das konkrete diakonische Handeln werden „Taufe, Konfirmation, Hochzeit und Beerdigung“ als Mitgliedererwartung an die Kirche. Hervorzuheben ist, dass es sich auch bei den Kasualien um eine konkrete Form *individueller* Lebensbegleitung handelt. Im Unterschied zum seelsorgerlich-diakonischen Engagement bezieht sich das kasuelle Handeln auf alle Mitglieder. Damit handelt es sich eher um eine auf die eigene Person bezogene Erwartung und nicht so sehr um eine, die auf andere bezogen ist.

Drittens: Das *gottesdienstlich-geistliche Handeln*. Eine sehr hohe Bedeutung bezüglich der Mitgliedererwartungen kommen der Verkündigung der christlichen Botschaft, der Feier des Gottesdienstes und dem Eröffnen von Räumen für Stille und Gebet zu. Jeweils rund 70 Prozent der Kirchenmitglieder richten diese Erwartungen an die Kirche. In den genannten Punkten wird der Kirche so etwas wie eine gewährleistende Funktion zugeschrieben. Sie besteht darin, für die Kommunikation des Evangeliums und ein geistliches Leben Sorge zu tragen, zunächst noch unabhängig davon, ob und wie man selbst daran teilnimmt.

Betrachtet man die Mitgliedererwartungen im Überblick, so kommen die für die breite Basis der Kirchenmitglieder bindungsrelevanten Themen unmittelbar in den Blick. Aus dem breiten Themenspektrum, das die Kirche vorhält, sind es das gottesdienstlich-geistliche Leben, die kasuelle Begleitung in Schwellensituationen des Lebens und das diakonisch helfende Handeln für spezielle Zielgruppen, die in Fragen der Kirchenbindung von zentraler Bedeutung sind.

6. Impulse für den Umgang mit den empirischen Befunden im Rahmen kirchlicher Strukturreformen

Wie kann mit den geschilderten Befunden zur Kirchenbindung im Rahmen kirchlicher Strukturreformen, die unter dem Vorzeichen eines weitreichenden Ressourcenrückgangs stehen, weitergearbeitet werden?

In einem *ersten* Schritt sollte reflektiert werden, welche *Instanzen*, d.h. Einrichtungen und Berufsgruppen, die bindungsrelevanten Themen im Gefüge der kirchlichen Organisation repräsentieren. Welche Instanzen stehen für die bindungsrelevanten Themen im Alltag der kirchlichen Praxis? Sind diese identifiziert, sollte bedacht werden, wie deren Arbeitsfähigkeit trotz des Ressourcenrückgangs erhalten werden kann. Dabei ist zu berücksichtigen, dass hinsichtlich der

bindungsrelevanten Instanzen in der kirchlichen Praxis nicht nur Reduktionen bindungsschwächend wirken würden, sondern auch grundlegende Änderungen, die gegebenenfalls sogar mit Investitionen verbunden sind. Gerade die gegebene Stabilität der Kirchenbindung und die Konstanz, in der die oben genannten Mitgliedererwartungen über die Jahrzehnte hinweg geäußert werden, legen strukturkonservative Zugänge nahe. In Sachen Gottesdienst, Kasualien und helfendem Handeln am Einzelnen existieren offenbar sehr gut funktionierende kirchliche Organisationsformen. Sie sollten wenn möglich unverändert fortgeführt werden.

Innerhalb des Spektrums weniger bindungsrelevanter Instanzen sollte in einem *zweiten* Schritt gefragt werden, welche von ihnen zum Erhalt der direkt bindungsrelevanten Instanzen unbedingt erforderlich sind. Sie sollten ebenfalls fortgeführt werden. Allerdings kann auf dieser Ebene von gewissen Einspar- und Optimierungspotentialen ausgegangen werden. Insbesondere die Beseitigung von Doppelstrukturen und die Konzentration, Bündelung und Zusammenlegung von Einrichtungen und Personal auf landeskirchlicher Ebene, zwischen mehreren Landeskirchen und EKD-Ebene kann hier Möglichkeiten zur Reduktion von Finanzen und Personal eröffnen.

Schließlich sollte die Arbeit von Instanzen, die kaum bindungsrelevant sind und auch nicht dem Erhalt direkt bindungsrelevanter Instanzen dienen, stark eingeschränkt oder ganz eingestellt werden. Ist das nicht möglich, weil es sich um Arbeitsfelder handelt, die dem Auftrag der Kirche entsprechend weiter wahrnehmbar sein sollten, sind auch hier Möglichkeiten der Konzentration auf landeskirchlicher Ebene, zwischen mehreren Landeskirchen oder auf EKD-Ebene zu prüfen.